

**Unverkäufliche Leseprobe**



**Diane Broeckhoven**  
**Herrn Sylvains verschlungener Weg  
zum Glück**  
Roman

Aus dem Niederländischen von Jörg Pinnow  
160 Seiten, Gebunden  
ISBN: 978-3-406-57740-6

# Originaldokument

## © Verlag C.H.Beck

*Sylvain*

Wie gewöhnlich schaltete sich der Radiowecker um Punkt sieben ein. Sylvain brachte den alten Apparat zum Schweigen und tastete mit der Spitze seines Zeigefingers über die Vorderseite des Weckers. Buzzer, Radio, Off, On... Die unabänderliche Reihenfolge dieser Wörter kannte er auswendig. Er hätte schwören können, dass er den Knopf auf «Off» gestellt hatte, als er mitten in der Nacht mit noch immer aufgeregtem schlagendem Herzen ins Bett gekrochen war. Bruchstücke eines Traums mit Plastiktaschen, dazwischen ein bananengelber Samsonite, hatte er noch vor Augen. Dann fiel ihm all das wieder ein, was durch die kurze Nacht gelöscht worden war. Mit geschlossenen Augen blieb er unbeweglich liegen, doch ab und zu lief ihm wie bei einem Zitteraal ein Schauer über die Haut.

Bei Tagesanbruch, gegen fünf, war Marcel mit seinem vollgepackten Lastwagen nach Rumänien aufgebrochen. Ohne ihn. Dass echte Männer nicht weinen, außer bei Todesfällen im engsten Familienkreis, war Sylvain seit seiner Kindheit eingetrichtert worden. Aber er konnte die Tränen jetzt unmöglich länger zurückhalten. Wütend

8 | drehte er sich auf den Bauch, vergrub sein Gesicht im Kissen und heulte. Genau wie seine Schwestern früher. Die durften das.

Das Weinen befreite. Um sieben Uhr zwanzig hatte er sich wieder völlig im Griff. Mit nassen Fingern tastete er nach seiner Brille auf dem Nachttisch. Die verschwommene Welt bekam wieder schärfere Konturen.

Der Nieselregen draußen tröstete ihn irgendwie. Strahlenden Sonnenschein hätte er nicht ausgehalten. Er zog seine vertraute Trainingsjacke über den Pyjama und verließ das Schlafzimmer. Als er sein Gepäck am Fuß der Treppe stehen sah – aus der Vogelperspektive schien es mehr zu sein, als es tatsächlich war –, entfuhr ihm ein Stoßseufzer, der in einem Tremolo endete. Jetzt erst fiel ihm die Beule in der blauen Reisetasche auf.

Erst mal einen Kaffee. Und natürlich Gaby füttern. Dann musste er gleich noch den Nachbarn sagen, dass sie das nicht für ihn übernehmen müssten. Dass seine Reise nicht stattfinden würde. Und dass es keinen Zufall gab. Oder gerade doch?

Mit dem vertrauten Seufzen und Stottern der Kaffeemaschine im Hintergrund schnitt Sylvain einen Apfel in acht Teile und schob sie auf ein Styroportablett aus dem Supermarkt. Das wiederholte sich jetzt schon fast zweiundzwanzig Jahre lang, jeden Vormittag im Frühjahr und Sommer. Manchmal bekam er am Samstag auf dem Markt für den halben Preis eine Kiste fleckiges Obst, und wenn

die Sonne allmählich schwächer wurde, durfte er die heruntergefallenen Früchte im Garten der alten Pastorei auf sammeln. Dieses Ritual wurde im Herbst zu dem Zeitpunkt unterbrochen, an dem Gaby in einer alten Weinkiste auf ein Bettchen aus Stroh und Erde gelegt und in den Keller gebracht wurde. Dort überwinterte sie. In ihrem gesegneten Alter hatte sie nicht mehr die Kraft, sich selbst einzugraben, so, wie sie es früher getan hatte.

Sylvain war ungefähr vierzehn, als Gaby in sein Leben trat. Um sich beliebt zu machen, radelte er an einem warmen Junimittag zu einem kranken Klassenkameraden ins Nachbardorf. Er sah das Spiegelbild seines mit pubertären Unebenheiten gezeichneten Gesichts in der monumentalen Eingangstür des Herrenhauses und klemmte die Matheunterlagen unter seinen Arm. Das Geläut der Türklingel drang durch die Eingangshalle und erstarb. Niemand zu Hause.

«Langschläfer», hatte der eingebildete Kranke später gesagt. «Nimmst du dir nie einen Tag frei?»

Tat er nicht. Sylvain nahm nie etwas, was ihm nicht mit Nachdruck gegeben wurde. Jedenfalls damals nicht.

Auf dem Nachhauseweg entdeckte er etwas entfernt auf dem Radweg einen Buckel in der Größe eines Brotes. Als er näher herangekommen war, sah er, dass sich das Hindernis träge in Richtung Straße bewegte. Eine Schildkröte. Er musste sich überwinden, seine Hände auf den bräunlichen Panzer zu legen. Dieser glühte von der gespeicherten Sonnenwärme. Alles, was aus Fleisch und be-

10 | weglich war, zog sich eilig unter den Panzer zurück, sobald das Tier keinen festen Untergrund mehr fühlte. Sylvain wünschte sich sehnlichst auch eine solche tragbare Schutzhülle, wohinein er sich bei Gefahr zurückziehen konnte. Ohne dass jemand rief:

«Hau doch ab, ja, lauf nur wieder weg!» Es erschien ihm praktisch, in seinem eigenen sicheren Bunker zu wohnen.

Was eben noch wie ein polierter Findling ausgesehen hatte, bewegte sich kurz darauf wieder in allen seinen Öffnungen. Vier schuppige Füßchen und ein schaukelndes ledernes Köpfchen kamen nacheinander zum Vorschein. In den Knopfaugen und um das halbgeöffnete zahnlose Maul meinte Sylvain ein Lächeln zu erkennen.

Er nahm die Umgebung in Augenschein. Wohnhäuser gab es hier nicht, bis auf ein paar weiter entfernte, versteckt gelegene Bauernhöfe. Rechts vom Fahrradweg raschelte der aufsprießende Mais, und links, an der gegenüberliegenden Seite des Wegs, zeichneten sich rechtwinklige Reihen Grün ab: das Laub von Futterrüben. Es war kein Lebewesen zu entdecken.

«Komm, ich werde dich vor dem Hungertod und anderen Gefahren retten», flüsterte Sylvain seiner noch immer lächelnden Schildkröte zu. Er fühlte sich wie ein Held, als er sie hochnahm und sorgfältig auf seinem Gepäckträger festschnallte, geschützt durch die blaukarierten Algebra- und Geometriehefte. Ohne Umwege radelte er nach Hause, Löcher und Unebenheiten vermeidend, als ob er eine schwangere Frau beförderte. Die Sonne brannte in

seinem Nacken, und in der Gegend seines Zwerchfells machte sich ein Gefühl breit, das er nicht kannte und daher auch nicht benennen konnte. Später verstand er, dass es «Verantwortung» genannt wird, für ein Lebewesen, das das Schicksal ihm anvertraut hatte.

Seiner Mutter, die schauernd die Nase rümpfte, als würde sie etwas Ekelhaftes riechen, machte er weis, er habe das Tier von seinem kranken Klassenkameraden bekommen, der plötzlich allergisch auf Reptilien reagiere. Eine Tat der Barmherzigkeit würde sie eher überzeugen als ein Fundstück. Er versprach glaubhaft, dass er selbst für sie sorgen werde.

Für dieses eine Mal waren seine drei Schwestern auf seiner Seite, die genau wie er seit Jahren um ein Haustier bettelten, aber wussten, dass ihre Mutter niemals für ein Tier mit Haaren, Federn oder Schuppen ihre Zustimmung geben würde.

Die Schildkröte sei eines der schönsten Tiere, die es gebe, behauptete Livina, die Jüngste, spontan. Liliane, die älteste, stimmte ihr zu und reinigte den staubigen Panzer mit einer Scheuerbürste und lauwarmem Wasser und polierte vorsichtig die Fugen zwischen den Vierecken. Danach bewunderten sie einträchtig das glänzende Tier, das sie auf den Rasen gesetzt hatten. Der Garten war vollständig von einer Mauer umgeben, ein Entkommen war also unmöglich. Sylvain legte ein Chicoréeblatt ins Gras. Das Tier begann sofort am Blattrand zu nageln.

«Wie heißt er denn? Oder ist er eine Sie?», fragte seine

12 | Mutter, was bedeutete, dass sie sich geschlagen gab. Sylvain wusste keine Antwort.

«Dann ruf doch schnell deinen Freund an», bedrängten ihn seine Schwestern.

«Nein, er ist ernsthaft krank und soll nicht gestört werden», log er.

Er holte seine Tierencyklopädie (von Aal bis Zwergkaninchen) aus seinem Zimmer, suchte das Kapitel über Schildkröten heraus und stellte nach einer kurzen Untersuchung fest, dass das Findelkind weiblichen Geschlechts war. Der Schwanz lag flach gegen die Unterkante des Schilds, der zudem eine helle Färbung aufwies. Kein Zweifel, es war eindeutig.

Sylvain beschloss, sie Gaby zu nennen, nach der Großnichte seiner Mutter, die ab und an für einen Nachmittag zu ihnen gekommen war, um im Haus kleine Reparaturen zu übernehmen. Gaby konnte Fahrradreifen flicken, die Flamme des Boilers anzünden, mit Dübeln und Schrauben umgehen. Sie hatte einen Werkzeugkoffer derselben Bauart wie die Nähkiste von Liliane, die alles, was mit Stoffen zu tun hatte, liebte, und sie kannte haargenau den Unterschied zwischen Grundierung, Beize, Mennige und satiniertem Lack. «Kein besserer Heimwerker als eine Heimwerkerin», hatte sie immer gesagt, während sie mit einem scheuernden Geräusch ihre Arbeitshände rieb. Sylvain hatte sich immer riesig auf die Mittage mit Gaby gefreut, die nach Eisenfeile und Hobelspänen roch und deren Busen bei ihm schwindelerregende Träume auslöste.

Als die Liste mit den notwendigen Reparaturen wieder einmal lang geworden war und er seine Mutter drängte, bei Gaby anzurufen, winkte sie ab. Gaby komme nicht wieder. Nie wieder. Auch wenn ihr Haus einstürze, dieser Mensch würde nie mehr einen Fuß über diese Schwelle setzen. Als er nach dem Wieso fragte, fuhr sie ihn an, dass sie einiges vertragen könne. Sogar sehr viel. Aber hier eine große Klappe riskieren, das lasse sie sich nicht bieten. Bestimmt nicht von jemandem, der ihr eigentlich aus der Hand fressen sollte.

Sylvain verstand das nicht. Gaby hatte nur einen ganz kleinen Mund, mit spitzen Mäusezähnen. Er stellte sich vor, wie seine Mutter auf einem Stuhl saß, die geöffneten Handflächen voller Schokoladenkrümel und Rosinen und die kniende Gaby mit rotbemalten Lippen davor.

«Eine große Klappe riskieren, das vertrage ich nicht. Von dir übrigens auch nicht», wiederholte sie, als Sylvain nachhakte. Die wirkliche Ursache des Bruchs erfuhr er nie, doch er träumte noch lange von Gabys schaukelnden Brüsten. In solchen Träumen war ihr Mäuschenmund zu einem riesigen schwarzen Loch herangewachsen, in dem er verschwand.

«Gaby! Warum Gaby?», fragte seine Mutter. «Du weißt doch, dass ich diesen Namen hier nie wieder hören will.»

«Weil sie so 'nen großen Mund hat.»

Seine Schwestern johlten und lachten.

«Ja, Mama, lass sie uns Gaby nennen.»

Sie gab es auf. Gegen vier hatte sie keine Chance.

14 | «Guten Morgen», begrüßte Sylvain seine Schildkröte, die auf der Grenze zwischen Rasen und gefliester Terrasse hockte und auf ihn wartete. Er legte die Apfelstücke in das Gras und wunderte sich wie so oft darüber, dass aus dem Lächeln auf dem kahlen Gesicht nie ein Lachen wurde. Gierig fuhr ihr Kiefer in das Frühstück.

Zurück in der Küche wurde er von der Stille übermannt.

«Ich hätte drauf wetten können», murmelte er, während er ein Butterbrot mit Käse aus dem gefüllten Brotkorb im Kühlschrank nahm. «Ich hätte meine Hand dafür ins Feuer gelegt, dass sie mich nicht gehen lässt.»

Er trank zwei Tassen starken Kaffee und ging rastlos durch die Küche, die wie eine Schwimmhalle in Reflexen und Neonlicht badete. Er konnte den Anblick des leeren Stuhls nicht ertragen. Im Vorbeigehen umklammerte er so fest die Rückenlehne, dass seine Fingerknöchel ganz weiß wurden.

Wie das manchmal so ist! Man geht aus Langeweile in seine Stammkneipe, und nach drei Bier gerät man ins Gespräch mit einem Wildfremden, von dem man am Ende des Abends denkt, er sei ein Freund. Oder ein Nachbar, der seit Jahren neben einem wohnt und pfeifend die gemeinsame Hecke schneidet. So jemand war Marcel, mit seinem Allerwelts Gesicht und dem dunkelblauen Matrosenpullover. An einem eisigen Winterabend hockte er neben Sylvain am Tresen des «Onder de Torens», zwischen ihnen ein leerer Hocker wie eine unbewohnte Insel. Das

Wetter war ihr erstes Gesprächsthema. Kalt für die Jahreszeit. Ja, das kann man wohl sagen. Anschließend sprachen sie über die Arbeit, dann über den Zustand der Straßen. Wenn sie das Sagen hätten, gäbe es keine Staus mehr und nicht so viele zusammengewürfelte Verkehrsschilder. Ihre bürgerlichen Ansichten hatten sie sich bis zuletzt bewahrt, bis die Zungen immer lockerer wurden.

Marcel's Frau hatte ihn vor drei Jahren sitzen lassen, teilte er unbefangen mit, für einen jungen motorisierten Gott mit einem zimmergroßen Tattoo auf seinem Rücken, einem Piercing in seiner Zunge und wer weiß was sonst noch allem.

«Und deine? Hält die noch die Stellung?», fragte er ohne Umschweife. Sylvain gestand, dass er die Richtige noch nicht gefunden habe. Dass er bei seiner Mutter wohne. Übergangsweise, wegen ihrer Gesundheit, log er.

«Du willst mir doch nicht weismachen, dass du noch Jungeselle bist? In deinem Alter!», lachte Marcel und bestellte noch zwei Bier, ein dunkles und ein helles. Die Bemerkung saß den Rest des Abends mit einem Widerhaken fest in Sylvains Brust.

Marcel prahlte, wie gut es sich als Mann allein leben ließ. Das war ihm übrigens auch anzusehen. Er roch nach Seife und Weichspüler, und seine Kleider schienen frisch gebügelt zu sein. Er wohnte bescheiden, so dass sein Haushalt entsprechend war, denn als Lastwagenfahrer war er ohnehin beinahe nie zu Hause. Nach der nächsten Runde, dieses Mal auf Sylvains Kosten, schlug er ihm mit der fla-

16 | chen Hand auf den Rücken und sagte, dass er anscheinend genau sein Mann sei.

Er suche nämlich noch einen Beifahrer, um in den Sommermonaten eine Ladung Hilfsgüter nach Rumänien zu bringen. Wäre das nicht was für Sylvain?

«Da leiden die Menschen echt noch Armut, Junge, das kann ich dir versichern», sagte er. «Aber es ist auch ein bisschen Urlaub. Tausend Kilometer Fahrt quer durch Deutschland und Ungarn und vor Ort zwei Wochen Weihnachtsmann spielen. Wir wohnen in einer Privatunterkunft bei Leuten, die selbst nicht viel haben, aber noch ihr letztes Hemd hergeben würden. So gastfreundlich, wie die Menschen dort sind, davon haben wir gar keine Vorstellung mehr. Und noch was: Die Mädchen sind bildschön, und sie kennen noch ihren Platz», fügte er mit einem breiten Grinsen hinzu. «Es ist nicht ausgeschlossen, dass ich mir mal eine mit nach Hause nehme. Für immer.»

In der darauffolgenden Nacht schlief Sylvain schlecht. Obwohl der Weihnachtsbaum gerade eben erst weggepackt und auf dem Dachboden unter einer alten Tischdecke verstaut worden war, warf er in seiner Firma schon einmal einen Blick auf die Urlaubsliste. Eltern mit schulpflichtigen Kindern hatten während der Ferienzeiten Vorrang, das war seit Jahren so. Lagerarbeiter und anderes Fußvolk so wie er mussten sich mit der Vor- und Nachsaison zufriedengeben – mit dem Trost, dass dann die Pauschalreisen nur halb so teuer waren.